



Meine italienische Reise

oder wie ich mir in Sizilien einen
uralten Cinquecento kaufte
und einfach nach Hause fuhr

MARCO MAURER

PRESTEL

München · London · New York

Für Johanna Elisa und ihre Kinder

PROLOGO	6
UNO Die Suche und die Sehnsucht, <i>la ricerca e la nostalgia</i>	10
DUE Sizilien, der Handel, <i>l'affare</i>	16
TRE Sizilien, die Herkunft, <i>l'origine</i>	28
QUATTRO Kalabrien, die Familie, <i>la famiglia</i>	56
INTERMEZZO Kalabrien, Kampanien	74
CINQUE Kampanien, Amalfiküste, aufbewahren, <i>conservare</i>	82
SEI Kampanien, Neapel, das Mosaik, <i>il mosaico</i>	90
INTERMEZZO Abruzzen	118
SETTE Abruzzen, alle zusammen, <i>tutti insieme</i>	120
INTERMEZZO Latium	134
OTTO Rom, zwei Frauen, <i>due donne</i>	136
INTERMEZZO Autostrada del Sole	160
NOVE Bologna, Freunde, <i>amici</i>	166
INTERMEZZO Apennin	174
DIECI Ligurien, vier Farben, <i>quattro colori</i>	180
UNDICI Turin, der Wolf, die Großmutter und ein Königreich, <i>Il Lupo, la nonna e un regno</i>	202
DODICI Ein letztes Stück Italien, <i>un ultimo pezzo d'Italia</i>	216
TREDICI <i>Piccola Roma</i> , im römischen Dorf	224
IL MENÙ Die Speisekarte	237
GRAZIE	238

PROLOGO

Im Urlaub früher, in den neunziger Jahren, habe ich stets gern mit Italienern und Italienerinnen abgehangen. Klar, es gab auch deutsche Teenager, die interessierten mich aber nicht. Noch heute schaue ich mir gern ein Foto aus dieser Zeit an, Massimo, Luca, Andrea und ich, im Hintergrund das nachtschwarze Meer.

Wir haben uns angefreundet, ich gerade Teenager geworden, sie ein paar Jahre älter, sind im Mittelmeer baden gegangen, haben im Swimmingpool Wasserball und, die Achtziger waren noch zu spüren, in der Spielhalle Pac-Man gespielt, die Kassetten unserer Walkmans ausgetauscht. *Sunglasses at Night*-Mix gegen *Take on Me*-Compilation. Sehe ich mir heute das Foto an, sehe ich diese Zeit, höre diesen Sound. Und ich sehe die Person vor mir, die hinter der Kamera steht: Luana.

Meine erste Liebe.

Il mio primo amore.

Ein Mädchen aus Mailand.

Una ragazza di Milano.

Meine Eltern hatten diese italienischen Angelegenheiten wohl bereits geahnt, als sie eineinhalb Jahrzehnte zuvor überlegten, welcher Name zu mir passt. Sie taufte mich auf den Namen Marco.

Luana und ich schrieben uns noch lange Briefe. Lese ich sie wieder, sehe ich Luana und mich zwischen der Rettungstreppe des Hotels und dem Meer sitzen, beide ein



Ohr am Kopfhörer, die Wangen nah beieinander, Hände und Blicke ineinander.

Einmal waren Luana und ich zu lange in unserer eigenen Welt, fand jedenfalls meine Mutter. Sie ließ uns abends, nachdem sie uns stundenlang nicht gesehen hatte, über die Lautsprecher des Hotels ausrufen. Mit hochroten Köpfen kamen wir an. Massimo, Luca und Andrea johlten und zogen Luana

und mich auf Italienisch auf. Ich verstand kein Wort, aber doch alles.

Danach badeten wir alle zusammen im Meer.

Zu Hause, ungefähr zu dieser Zeit, aber auch schon in den Jahren davor, wohnte ich an einem Berg. Der Geistberg war unser Revier, wir Jungs und Mädchen spielten dort Tennis wie Fußball, Eishockey wie Verstecken, plünderten Kaugummiautomaten, gründeten Banden und zerschossen Scheiben mit unseren Pucks, Filz- und Lederbällen. Später versuchten wir uns an unseren neuen Skateboards, scheiterten. Die Neunziger waren angebrochen, das Wir auf dem Geistberg teilte sich in zwei. Denn wir, die Jungs, begannen ihnen, den Mädchen, Zettel zuzuschieben – und sie gaben uns ihre. „Liebst du ihn oder mich?“ Die große Frage, schon damals.

Jeden Morgen und Abend in diesen Jahren, Ende der Achtziger, Anfang der Neunziger, knatterte etwas an uns vorbei, das nicht in diese deutsche Einfamilienhausgegenwart passte und deshalb auffiel: ein ziemlich kleines Auto und am Steuer ein – mit Verlaub – sehr dicker Mann.

Die Zeit stand für uns einen Moment still. Das Eis konnte man plötzlich heruntertropfen, die Münder offen stehen, das Gekreische abbrechen hören. Plötzlich standen wir Spalier und schauten verdutzt diesem seltsamen Gespann hinterher. Noch heute sehe ich den Moment wie in Zeitlupe.

Der Mann trug oft einen Hut, und sein Hemd spannte über seinem Bauch, das Auto war – das hatten wir am Abendbrottisch erfahren – aus Italien, ein Fiat. Den dicken Mann nannten wir schnell Luigi, Mario hieß ja schon der Eismann.

„Vorsicht, Luigi kommt!“

Und ich, ich verliebte mich jedes Mal wieder in dieses knatternde Ding. Es war anders als alle anderen Autos, die ich kannte. Es ist heute noch anders. Und davon handelt diese Geschichte.

*

Gegenwart, Autos interessieren mich nicht. Sie sind zu groß, verstopfen die Straßen, drängen mich – zumeist auf einem hundertjährigen Fahrrad sitzend – zur Seite. Manchmal stelle ich mir unsere Städte ohne sie vor, sie wären voller Bäume und Pflanzen, ihr Grün keine Inseln, sondern ein wogendes Meer. Sein Rauschen und die Sprache der Vögel wären unser Soundtrack. Vor dieser utopischen Kulisse ist die Erinnerung an Luigis Auto dennoch präsent; und ich mag das kleine Gefährt noch immer.

Soll ich? Der erste Gedanke.

Irrsinn. Der zweite.

*

Meine Großmutter war damals, noch immer die achtziger und neunziger Jahre, mein Zuhause. Sie, die Mutter von fünf Kindern, lebte mit meinem Großvater zusammen auf einem Bauernhof, hatte Schweine, Rinder, Felder, einen Hofhund und egal zu welcher Tageszeit Töpfe, die auf dem Herd klapperten. Ich, der jüngste Enkel, erinnere mich an den süß-salzig-warmen Geruch ihrer Küche. Es gab einfache Gerichte in schweren Emailletöpfen, Milch- und Kartoffelsuppe, Schweinebraten und Gulasch, Knödel und Kartoffelsalat, Grießschnitten und Pfannkuchen. Sie zündete ihren Ofen immer mit einem Zündholz an, graziös, als wäre er ein mehrarmiger Kerzenleuchter. In den Fünfzigern und Sechzigern hatte sie ein Dorfcafé im Untergeschoss des Bauernhauses, unter ihrem Wohnzimmer, zwischen dem Stall, dem Misthaufen und der Straße. Die Bauern des Dorfes parkten ihre Traktoren und Räder vor dem Café, spielten Karten, fluchten und weinten, aßen und tranken, aus Weinrömern und Bierkrügen. Sie verzehrten die Ernte aus dem Gemüsegarten meiner Großmutter, die Hühner und Schweine aus Großvaters

Stall und stillten ihren Durst aus seiner Mosterei.

„Obstler jemand?“

Es gab Mägde, Bäuerinnen und eine Jukebox, und damit Tanz, Zwist und Twist. *My Bonnie Is Over the Ocean. Lebe wohl, du Blume von Tahiti. Hello, Mary Lou.* Nebenan befand sich ein katholisches Kloster, damit gab es grenzenlos Gelegenheit zur Beichte – wenn nicht einer der Pater selbst im Café zugegen war und ein Auge zudrückte. Meine Großmutter war eine hervorragende Gastgeberin.

*

Ich trage noch viel von ihr und dem Bauernhof in mir, obwohl ich heute in einer anderen Welt lebe, die Kühe im Stall nicht mehr gefüttert werden müssen. Ich koche aber gern für meine Freunde; zumeist wie meine Großmutter einfache Gerichte. Käsespätzle, Kopfsalat, Grauburgunder. Danach schaue ich mir ihre zufriedenen Gesichter an.

„Schnaps anyone?“

Ich schätze zwar auch die raffinierte Küche der Städte. Doch ich würde mich immer für das einfache Gasthaus auf dem Land, die Küche meiner Großmutter entscheiden.

Früher habe ich Milchkannen vom Hof in den Tante-Emma-Laden getragen, heute gehe ich zweimal in der Woche bei Bauern und Bäuerinnen auf dem Markt einkaufen. Meine Großmutter besaß ein waldlichtungsgroßes Beet; ich ziehe heute Karotten auf meiner Fensterbank, bewirtschafte einen Garten im Hinterhof meiner Mietwohnung und habe schon überlegt, ob er, inmitten der Großstadt, Hühner beherbergen könnte. Blicke ich nach getaner Arbeit auf meine Hände, sehe ich die vom Garten erdverkrusteten Hände meiner Großmutter.

Ich versuche wie sie ein einfaches Leben zu leben.

*

Einfachheit.

Ist uns abhandengekommen. Sogar unsere Reisen sollen immer weiter wegführen, effizienter werden. Die Anreise soll kurz, der Aufenthalt lang sein. Kreuzfahrtschiffe, Boxspringbetten, Hotelburgen. All-inclusive. „Möchten Sie ein Mietwagen-Upgrade?“ Die größten Autos sind die beliebtesten. Wir wollen das Maximum. Gleiches gilt für den Innenraum der Fahrzeuge. Hunderte Schalter, Knöpfe, Hebel, das Auto blinkt, tönt und spricht – und ich verstehe es trotzdem nicht. Die Intuition und das Schöne sind verloren gegangen, manchmal sitze ich in solchen Autos und denke, Designer wie Dieter Rams dürfte der Schlag treffen.

Autos, die ich mag, fahren Alain Delon und Romy Schneider, einfache Formen und Linien.

Manche Menschen, ich gehöre offensichtlich dazu, sehnen sich nach einer Wiederentdeckung des Einfachen und Langsamen. Aus dieser Sehnsucht, meiner Herkunft und meiner Liebe zu einem Land im Süden, Italien, keimt nach und nach ein Samen, der zum Vorhaben werden soll.

Luigis Auto war ein einfaches Auto, vier Reifen, ein Lenkrad, Bremsen, Lichter – mit einem Auto wie diesem, einem alten Fiat Fünfhundert, einem *Cinquecento*, möchte ich vom südlichsten Ende Italiens, aus Sizilien nach Hause fahren, Meere links und rechts liegen lassen, Flüsse und Berge überqueren, eine Zeitreise nach Hause mit nicht einmal zwanzig PS.

Ich möchte nur auf Landstraßen fahren, Oliven- und Safranbauern, Ordensschwwestern und Pastahersteller, Kuchenbäckerinnen und Pizzabäcker, Köchinnen und Mechaniker, Mütter und Großmütter, *Mammas* und *Nonnas*, kennenlernen und mit ihnen ihre einfachen Gerichte kochen.

Mich mit einem einfachen Auto auf die Suche nach dem ursprünglichen Italien begeben, *l'Italia di una volta*.

Geht das in dieser Welt? Gibt es dieses Italien noch? Falls ja, wie sieht es aus – und wohin führt es mich?

UNO

Die Suche und die Sehnsucht, *la ricerca e la nostalgia*

Ich sitze an einem vierunddreißig Grad heißen Frühsommertag einem Sizilianer gegenüber, der so heißt, wie sie in meinen vielfältigen Italienklischees heißen: Marlon. Allerdings, sagt er mir, sein Name sei kein sizilianischer. Er wisse auch nicht, warum



seine Eltern, die Caligiores – ein wirklich ursizilianischer Familienname – ihn so genannt haben. Vermutlich, meint er, mochten sie Marlon Brando als Don Corleone.

Ich wollte nur kurz Halt bei einem Freund machen, der für Marlon arbeitet und mit dem ich Fußball spiele. Im Büro erzählte ich ihm, dass ich einen Cinquecento aus den sechziger Jahren suche. Marlon, der uns mit verschränkten

Armen gegenüber saß, richtete sich plötzlich auf seinem Stuhl auf und sagte: „Ich helfe dir.“

Bis dahin wusste ich weder, dass Marlon italienische Wurzeln hat, noch, dass er auf Sizilien ein Haus gebaut hat. Noch, dass er auf der Insel, zwischen Dörfern und Feldern, das Autofahren im Cinquecento seines Onkels gelernt hat. Noch, dass er früher italienische Autos nach Deutschland importiert hat.

Es war vermutlich Schicksal, *il destino*.

Ein paar Wochen später bin ich erneut in Marlons Büro, irgendwo in der norddeutschen Provinz. Wir rufen bei Italienern und Italienerinnen an, ich hatte rund zehn Autos gefunden, von denen ich dachte, sie könnten ein Telefonat wert sein. Marlon hatte sich zuvor bei seinem Vater Paolo in Sizilien erkundigt, aber der wusste von keinem Cinquecento, der zum Verkauf stand. Vater und Sohn Caligiore hatten das Haus in der Nähe von Syrakus gemeinsam gebaut, sind stets in Nachtzügen von Hamburg-Altona über Mailand oder Rom nach Sizilien gefahren. Von dort weiter aufs Land, *la campagna*, wo sie ihre Urlaube damit verbrachten, Stein auf Stein zu schichten. „Wir haben bis in die Unendlichkeit gebaut“, sagt Marlon.

Es seien schöne, mühsame Jahre gewesen.

Marlons Vater kam 1967 nach Hamburg, arbeitete als Rangierer bei der Eisenbahn und lernte im Hamburger Karoiviertel, früher angeblich Little Italy genannt, seine Frau Elisa, auch Sizilianerin, kennen und lieben. Ein paar Jahre darauf kam ihr Sohn zur Welt.

Marlon ist kein gebürtiger Sizilianer. Aber er fühlt sich dem Land, das er jährlich besucht, zugehörig, erinnert sich an die Zugfahrten mit seinem Vater von Hamburg nach Sizilien, an die nach Pasta und harter Arbeit riechenden römischen

Eisenbahnerkantinen und den immer gleichen Moment, am Morgen des zweiten Tages im Zug vom Meer geweckt zu werden, es zwischen Kalabrien und Sizilien plötzlich riechen und dann sehen zu können.

Der erste Anruf führt genau dorthin, nach Messina, alte Hafenstadt und Verbindung Siziliens zum Festland.

„*Si, ciao*, hier spricht Marlon Caligiore, *salve!* Ein Freund von mir interessiert sich für Ihren Cinquecento. Könnten Sie mir von ihm erzählen?“

Der Mann, der Stimme nach ein älterer, antwortet, er arbeite, man solle später anrufen. Mir war seine Anzeige aufgefallen, weil auf der Vorderscheibe seines weißen Cinquecentos eine Zahl klebte, die Neunzehn. Der Wagen hatte offensichtlich an einer Oldtimer-Rallye teilgenommen, weshalb ich vermutete, er könne in einem guten Zustand sein. Ich mochte auch das Bild in der Anzeige – das Auto steht in einem Hinterhof, aus einem Fenster über ihm hängen Bettlaken zum Trocknen in der Sonne. Ich konnte Sizilien spüren.

Wir rufen nicht nur in Messina an, sondern auch in Genua, Rom, in Dörfern in der Nähe von Neapel und Bergamo, in Ligurien, Apulien und der Toskana. Alle Autos haben unterschiedliche Farben, Gelb, Türkisblau, Marineblau, Rot, Schwarz, Grün. Der beige Cinquecento wird als Reklame für ein Ristorante mitten in der römischen Altstadt eingesetzt. Ein grüner in Bologna wird wegen nicht näher genannter familiärer Probleme veräußert, in ein türkisblaues Modell nahe Neapel verschießt sich Marlon, nicht einmal der rostige Motor schreckt ihn ab. Doch als Agostino den Preis während des Telefonats um das Doppelte anhebt, erkaltet Marlons Liebe jäh und endgültig. Apropos Liebe, das Foto eines schwarzen Exemplars zeigt auch ein Brautpaar. Die beiden stehen neben ihrem mit weißen Blumen geschmückten Auto, im Hintergrund ist eine Kirche zu sehen. Dem üppigen Schleier nach haben sie in den Neunzigern geheiratet. In der Anzeige steht der schlichte Satz: *Il nostro amore è finito, ma la macchina no.* „Unsere Liebe ist am Ende, das Auto nicht.“ Durch die ehrlichen Worte habe ich Vertrauen zu dem Auto, aber wir erreichen die beiden kein einziges Mal.

Die Anzeigen sind wie Gucklöcher in eine andere Welt – und in meine Zukunft. Kleine Trailer wie im Kino, bei denen ich mir vorstelle, wie der Film werden könnte. Drei Wagen kommen in die engere Auswahl. In meiner Vorstellung fahre ich mal mit einem türkisgrünen, mal mit einem marineblauen, mal mit einem weißen Cinquecento durch enge italienische Gassen.

Allerdings ist es nicht die Farbe, die meine Entscheidung leitet. Es sollte vielmehr kein Auto von einem Händler sein, die Vorbesitzer sollten dem jetzigen Eigner bekannt, möglichst wenige und zu kontaktieren sein. Ich möchte die Geschichten der Menschen erfahren, die das Auto fuhren.

Wie sah ihr Leben in jener Zeit aus? Was passierte zwischen damals und heute?

Vom Cinquecento wurden zwar zwischen Ende der fünfziger und Mitte der siebziger Jahre rund vier Millionen Exemplare hergestellt, knapp zwanzig Prozent davon sollen heute noch unterwegs sein, ein Italienurlaub, ohne dass so ein alter Fiat an einem vorbeiknattert, ist nahezu undenkbar.

Allerdings habe ich mein Augenmerk auf ein besonderes Modell des Cinquecento gelegt, seine rare Kombiversion. Sie trägt den Beinamen *Giardiniera*, Gärtnerin. Nur rund eine halbe Million davon wurden fabriziert. Genutzt haben sie Handwerker, Winzer und Bauernfamilien, und das eher auf Feldern als auf Straßen. Im Gegensatz zum regulären Cinquecento wurde die *Giardiniera* mit einem Kofferraum ausgestattet, es passten Schaufeln und Hacken, Weidekörbe voller Trauben genauso wie Hühnerkäfige hinein. Viele Bauern luden zudem das Dach voller Gerätschaften: ein Lastenauto; und wie das bis heute ist, ganz pfleglich wird nicht mit ihnen umgegangen, weshalb viele das Zeitliche segneten oder in einem erbärmlichen Zustand sind.

*

Giardiniera, Gärtnerin,

wie passend. Ich muss an den Garten meiner Großmutter denken. Sie fuhr zeitlebens nie ein Auto, auch keinen Traktor. Dadurch könnte der Eindruck entstehen, dass das Fahren allein den Männern vorbehalten war. So war es nicht, meine Großmutter wusste aber, dass sie auch ohne Motorisierung das Zentrum der Familie war, die eigentliche Macht, um die alle kreisten. Sie musste nicht zu ihnen fahren, ihre Lieben kamen zu ihr.

Brauchte meine Großmutter etwas, holten es ihr Mann, ihre Kinder oder ihre Enkel; aus der nahe gelegenen Stadt, vom Dachboden oder den Obstbäumen im Garten.

Meine Großmutter war zwar eine einfache Bäuerin in Bayern, aber geboren wurde sie in Hessen. Das wichtigste gesellschaftliche Ereignis jedes Jahr war für sie das Wiesbadener Reitturnier im Schlosspark Biebrich. Zeitlebens verpasste sie kein Turnier vor dem Fernseher.

Meine Großmutter habe ich als eine zurückhaltende Person kennengelernt, die oft nur das Nötigste sprach, eine warme Stimme und ein großes Herz hatte.

Ich habe bis heute nie eine Frau so vornehm trinken sehen wie sie. Mein Lieblingsfoto von ihr zeigt sie auf einem Feld. In einer Erntepause nimmt sie einen Schluck Bier, ausnahmsweise aus der Flasche, sie steht auf dem Anhänger eines Traktors, trägt ein geblühtes Kleid, eine Schürze und ein Kopftuch. Umringt ist sie von Kindern, Enkeln und den Kindern anderer Bauern. Betrachte ich das Bild, sehe ich nur zwei Dinge, Wärme und Eleganz.

Meine Großmutter hatte mehrere Reiche, ihre Felder, ihren Stall, ihr Café, doch die wichtigsten waren ihr Garten und ihre Küche; beide bedingten sich gegenseitig.

*

Gärtnerin, *Giardiniera* –

von vorn betrachtet ist das Auto ein normaler Cinquecento, klein, niedlich, rund, beinahe eiförmig. Sie hat keine überflüssigen Linien und Formen und zwei runde, neugierig dreinschauende Scheinwerfer, ist keine drei Meter lang und mit einem Meter zweiunddreißig so breit wie hoch. Die *Giardiniera* ist zwanzig Zentimeter länger als die Standardversion des Cinquecento, das macht sie hinten unförmiger; allerdings ist ihr Verdeck größer, sie ist Kombi und Cabrio zugleich.



Marlon Caligiore

Der Cinquecento ist nicht so klein, weil er niedlich, sondern weil er billig sein sollte. Fiats Zentrale in Turin wollte ein Auto für alle. Ihr Chefdesigner Dante Giacosa verbrauchte so wenig Material wie nötig. Das führte dazu, dass ein Dach aus Stoff serienmäßig verbaut wurde, weil damit Stahl gespart werden konnte und zudem das Auto leichter wurde, weniger Sprit verbrauchte. Das Faltdach war keine italienische Extravaganz, sondern Turiner Sparsamkeit. So wurde der Cinquecento zu einer Art vierrädriger Vespa – und sein offenes Faltdach zum Himmel über Italien, *il cielo sopra l'Italia*.

Er ist eines der Symbole Italiens, seine Silhouette ist weltbekannt – mittlerweile steht er im Museum of Modern Art, er wird wie das Kolosseum und der schiefe Turm auf Reiseführer gedruckt, Winston Churchill, Aristoteles Onassis, Grace Kelly und John Wayne führen dieses doch eigentlich klassenlose Auto. Für Italiener und Italienerinnen war es ursprünglich, ähnlich dem VW Käfer in Deutschland, ein Stück Freiheit und Auftakt der gesellschaftlichen Motorisierung.

Es gibt für Städter heute kein vernünftiges Argument mehr für den Kauf eines Autos. Am umweltfreundlichsten ist es, mit seiner alten Kiste so lange über die Straßen zu scheppern, bis sie auseinanderfällt. Die Materialien für sie wurden schon einmal verbaut. Ob also ein gebrauchter Cinquecento durch Italien oder Deutschland fährt, ist ja einerlei. Ich flüchte mich in den Gedanken, ein Kulturgut vor dem Verfall zu retten. Ein richtiges Umdenken ist das, zugegeben, nicht.

Doch mit Vernunft kann ich mein Vorhaben, ein jahrzehntealtes Auto zu kaufen, sowieso nicht erklären.

Bei der Entscheidung hilft mir letztlich ein Bild in meinem Kopf: Luigi, der dicke Mann vom Geistberg. Wie er sich vor dem Käseladen stets umständlich aus dem Auto schälte. Denke ich heute über diesen Anblick nach, steckt darin für mich eine Haltung: Genügsamkeit.

Marlon und ich rufen – es wird Abend – nochmals bei dem Sizilianer mit dem Cinquecento an, dem mit der Neunzehn auf der Scheibe. Erfolglos; Marlon sagt, er werde es die Tage noch mal bei ihm versuchen.

„Sag mal, Marco, hast du eigentlich italienische Wurzeln?“

Ich verneine Marlons späte Frage, sage ihm, dass ich immer gern ein Italiener gewesen wäre. Marlon lächelt und sagt: „Marco, was du vorhast, ist verrückt – und damit bist du italienischer als die meisten Italiener. Marco, ehrlich, du bist ein Italiener.“

Den Satz empfinde ich als Kompliment. Mir ist bewusst, dass ich damit etwas in mir trage, das auch sehr deutsch ist: Italiensehnsucht.

Zwar nicht von jener Art, wie sie zum Pflichtprogramm der kulturbeflissenen Menschen gehört, die Goethe oder Ingeborg Bachmann hinterherreisen. Auch nicht die übrig gebliebene Sehnsucht der Deutschen, die sich nach dem Krieg nach allem verzehrten, was leichter und schillernder war, und die nach der Heimreise aus ihren Urlaubseindrücken das kreierten, was sie für italienisch hielten: Mirácoli, Caprihose, Dosenravioli.

Dennoch ist auch meine Sehnsucht erst einmal oberflächlich. Vornehmlich geprägt von dem Licht und Luana, dem Mädchen aus Mailand, und dem Meer, der

Küche und dem Soundtrack meines Italiens – Giorgio Moroder und Ennio Morricone, Adriano Celentano und Gianna Nannini. Der Berliner Mauerfall und die Fußball-WM in Italien ein Jahr darauf sind in meinen Erinnerungen ein und dasselbe Ereignis. Der Film, den ich noch immer am liebsten schaue, wurde auch um diese Zeit gedreht: *Cinema Paradiso*. Er spielt im Sizilien der vierziger und achtziger Jahre, erzählt von der Freundschaft des Filmvorführers Alfredo zu einem kleinen Jungen, Toto, und von einem Gefühl, das mir nicht unbekannt ist, der Sehnsucht nach der Sehnsucht.

DUE

Sizilien, der Handel, *l'affare*

Der morgendliche Slalom durch Messina ist drei Kilometer Glück. Der Himmel azurblau; zwischen den alten Gebäuden im Zentrum der Stadt erhasche ich schaukelnd ein Stück vom Meer, der Wind trägt mir mal einen Schwall süßsauren Hefeteiggeruch aus einer *panetteria*, einer Bäckerei, mal eine Ladung frischen Fisch aus einer *pescheria* oder den Espressoduft aus einer Bar zu.

Der sizilianische Fahrer, auf dessen Vespa ich mitfahre, an der ich mich mit einer Hand festhalte, und der an der rechten Hand eine einfache Jutekordel, an der linken eine dicke Uhr aus Chrom trägt, nimmt das, was auf seinem Helm steht, wörtlich, *Rodeo Drive*. Er hupt, umkurvt und lässt sich umkurven, und das immer wieder in weiten Bögen wie ein junger Tänzer. An den Ampeln sammeln sich seine Vespa fahrenden Mitstreiter und Mitstreiterinnen, in Anzügen und Arbeitsoveralls, High Heels, Leder- wie Turnschuhen. Manche checken ihre Handys, andere halten ein Schwätzchen, als kennten sie sich schon ewig. Wieder andere versuchen zu flirten, werden aber für diesmal ignoriert. Um sie herum lärmern Radios, röhren Motoren; sie machen sich beiläufig Komplimente für ihre schönen Schuhe, lächeln, sagen *piacere*, das freut mich, und düsen weiter. *A presto*, bis bald!

Kurz nachdem wir auf einer Anhöhe einen Brunnen, die Fontana Falconieri, umkreist haben, kommen wir bei meinem Fahrer an. Er hält – ohne Vespa kein junger Tänzer mehr, er ist Mitte sechzig und einer der Letzten in Italien, die ausschließlich mit Stoffen für Herrenanzüge handeln – vor seiner Garage, unterhalb seiner Wohnung. Ich erkenne den Innenhof. Auch an diesem Tag hängen wieder weiße Laken unter den Fenstern.

Domenico De Pasquale ist dabei, sein Garagentor aufzusperren. Ich fühle mich wie ein Theaterregisseur kurz vor der Premiere, bevor der Vorhang sich lüftet.

Und dann, ja dann macht mein Herz einen Sprung.

Wann passiert mir das sonst? Wenn ich mich in eine Frau verliebe. Wenn ich unerwartet eine freudige Nachricht von einem Freund oder einer Freundin erhalte. Wenn ein Hund sich mir nähert, der sich offensichtlich nach Zuwendung sehnt.

Aber bei einem Auto?

Augenblicklich sehe ich mich in dem von außen recht makellosen Cinquecento durch Italien fahren.

Domenico De Pasquale hat für solche Gefühlsduseleien wenig Zeit. Sein Stoffgeschäft in der Innenstadt hat er vorübergehend geschlossen. Das macht er nicht gern, möchte die Sache also schnell erledigen und lässt das Auto an. Der knatternde Sound des luftgekühlten Motors lässt mein Herz ein zweites Mal hüpfen, ein drittes Mal folgt, als Signor De Pasquale mir die Beifahrtür öffnet und sie den Blick auf die knallroten Sitze freigibt.

Ich steige in das Auto, wir sitzen tief, nahe am Boden. Ich komme mir vor wie der Beifahrer eines Rallyepiloten, der jede Unebenheit der Straße zu spüren bekommt.

Signor de Pasquale fährt in den gleichen geübten Schwüngen durch Messina, die ich schon kennengelernt habe; der Motor tuckert ruhig vor sich hin. Wir fahren Richtung Hafen. Signor De Pasquale hat das knapp zwei Meter lange Faltdach geöffnet, die Sonne Siziliens über uns, das Meer vor uns. Im Inneren fällt mir eine Plakette auf, die an dem überschaubaren Armaturenbrett prangt. *Non correre*, nicht rasen, steht darauf. Daneben sind zwei Schwarz-Weiß-Fotos einer Frau angebracht, der Mutter des Stoffhändlers. Sie sieht wie eine Schauspielerin aus den Fünfzigern aus und soll ihn daran erinnern, dass es Menschen gibt, die ihn unverseht wiedersehen möchten. Signor De Pasquale hat eine Frau, zwei Töchter und mehrere Enkel. Ich entdeckte in der Ablage des Autos auch ein Bild von *San Giuseppe*: Auch Josef, der Mann von Jesu Mutter Maria, soll ihn schützen. An Signor De Pasquales Hals baumelt ein goldenes Kreuz.

*

Als ich achtzehn wurde und die Führerscheinprüfung bestand, schenkte mir meine Großmutter eine Münze, darauf prangte der heilige Christophorus, der auf seiner Schulter ein Kind trägt. Christophorus, kräftig, aber empfindsam, suchte nach der Wahrheit, fand sie weder bei einem König noch beim Teufel. Er entschloss sich, Armen und Kranken als Fährmann zu dienen, sie über einen Fluss zu tragen. Eines Nachts bittet ihn ein Kind darum, und als er es auf die Schulter nimmt und mit ihm ins Wasser steigt, wird die Last immer schwerer, das Wasser tiefer, Christophorus fürchtet zu ertrinken. Entkräftet kommt er am anderen Ufer an – da gibt sich das Kind ihm als Jesus zu erkennen. Christophorus gilt heute als Schutzpatron der Reisenden. Vermutlich hat das eine Tankstellenkette oder ein Automobilclub auf eine so schöne Angelegenheit wie das Autofahren ausgeweitet. Mit meiner Großmutter ging ich, nachdem mein Großvater gestorben war, einmal die Woche auf den Friedhof, Blumen gießen, welke Blätter abzupfen, ein kleines Gebet sprechen. Ich hatte dabei immer das Gefühl, sie achte auf mich, und ich irgendwie auf sie. Den Rosenkranz trug sie mit sich wie wir heute unsere Telefone.

*

Signor De Pasquale und ich fahren durch die sizilianische Hafenstadt. Trotz meines verklärten Blickes fallen mir in dieser kurzen Zeit ein paar Dinge auf. Das Lenkrad quietscht wie eine Schlosstür, und nach rund fünf Minuten Fahrt tropft Wasser auf Signor De Pasquales Lederschuhe. Nur eine undichte Leitung der Scheibenwischanlage, meint er beschwichtigend. An jeder Ampel muss er im Leerlauf ein wenig Gas geben, sonst geht der Motor aus. Die drei Dinge werden erledigt, sagt er.

Verständigen können Signor De Pasquale und ich uns kaum. Wir kommunizieren mit den Übersetzungsprogrammen unserer Handys, einem Stift und einem karierten Block. Als mir nach und nach die Mängel auffallen, muss ich an mein erstes Auto denken, einen Fiat Punto. Einmal, Ende der Neunziger, kam ich – ich bin







gelernter Molkereifachmann, weiß, wie Milch zu Käse, Joghurt und Butter verarbeitet wird – mit dem Punto zurück aus dem Allgäu, der Molkereischule dort. Als ich auf dem Hof der Molkerei die Beifahrertür öffnete, sackte sie zu Boden. Die Scharniere waren durchgerostet, nach einem Jahr. Aus einem der Lüftungsschächte schepperte es sowieso beständig, ein steter Grundsound. Ein Monteur hatte in der Aussparung ein paar Muttern abgelegt und dann die Heizungslamellen darübermontiert. *Made in Italy.*

Meine Familie nannte den Punto schnell ein Montagsauto: wohl zu Beginn der Woche etwas schläfrig zusammengebaut.

Ich hoffe, ich habe mit einem über fünfzig Jahre alten Cinquecento, Baujahr 1968, mehr Glück.

Nachdem Signor De Pasquale zurück in seinen Innenhof gefahren ist, setze ich mich hinters Steuer. Ich bin ein sicherer Fahrer, aber das kleine Auto flößt mir Respekt ein; es unterscheidet sich sehr von den Fahrzeugen, die ich kenne. Es hat

vier Gänge, gestartet wird der Motor mit einem Hebel unterhalb der Handbremse. Die ersten Meter hüpfte das Auto eher, als dass es fährt, die darauffolgenden zwei Kilometer brettere ich kantig wie ein Planierdraußenfahrer durch Messina. Obwohl ich versuche, vorsichtig zu fahren, heult der Motor auf. *Gentile, Marco, per favore!*, schreit Signor De Pasquale immer wieder in meine Richtung. *Gentile!*

Ich fühle mich wie ein vierzehnjähriger Junge, der, den Vater an seiner Seite, seine ersten Meter in einem Auto unternimmt – und das, unerlaubterweise, ausgerechnet im Chaos einer sizilianischen Hafenstadt.

Ein wenig ist das auch so. Zwar habe ich einen Führerschein, der Cinquecento ist aber weder angemeldet noch versichert. Signor De Pasquale meint, die Straßen seien zur Mittagszeit leer, die Geschäfte geschlossen, und auch die Polizisten würden nun ihre Siesta halten.

Eigentlich wollte ich mir während der Fahrt Fragen stellen. Höre ich ein verdächtiges Geräusch? Hakt etwas? Aber ich muss die Fragen hintenanstellen. Das Auto prüft mich und nicht ich das Auto.

Vor allem das Schalten fällt mir schwer. Der Cinquecento hat ein nicht synchronisiertes Getriebe – das bedeutet, ich muss kurz vor und nach dem Schalten immer Gas geben, nur ein wenig.

In der Praxis ist das tückisch. Vor allem das Kurvenfahren, das in Messina meist volle Kreisverkehre bedeutet, stellt mich vor Probleme. Die Abfolge ist paradox: Ich muss bremsen und gleichzeitig Gas geben, dann runterschalten und nach dem Einfahren in den Kreisverkehr wieder kurz Gas geben und nach oben schalten. Eigentlich bräuchte ich dafür einen dritten Fuß. Stress, auch weil ich es nicht gewohnt bin, dass ein strenger Blick auf mir lastet, die Augen Signor De Pasquales. Er ist nicht überzeugt von meinen Fahrkünsten. Er spricht sowieso immer laut, jetzt beginnt er zu schreien. Er dürfte nicht zu den geduldigsten Sizilianern gehören. Aber er ist eben auch ein älterer Mann, Vater und Großvater – streng, aber sorgend.

Attenzione, Marco!

*

Eine kleine alte Frau, nicht größer als eineinhalb Meter, schreit mich im zweiten Stock eines Behördengebäudes mitten in Messina an. Sie trägt ein in die Jahre gekommenes blaues Kleid und brüllt immer wieder in meine Richtung. Einen Satz entschlüssele ich, *Che cosa ci fai qui?*, was ich eigentlich hier wolle?

Da ich nicht imstande bin zu antworten, mache ich kehrt. Das lässt die Alte noch lauter geifern. Zuvor hatte ich eine Tür geöffnet. Es war die richtige Behörde, aber die falsche Tür. Plötzlich stand sie mit beiden Armen fuchtelnd vor mir. Ich bin einiges aus deutschen Behörden gewohnt, aber angeschrien wurde ich noch nicht. Ich höre ihr Keifen noch zwei Stockwerke tiefer, kein Amtsitälienisch.

Wenig später sitze ich dem Mann gegenüber, den ich eigentlich suchte. Er verlangt drei Dinge, einen Ausweis, fünfundzwanzig Euro und die Autonummer des Cinquecento von Signor De Pasquale

– ME 111948.

Der wortkarge Mitarbeiter des *Pubblico Registro Automobilistico* tippt die Buchstaben-und-Zahlenkombination in seinen Computer, druckt etwas aus und reicht mir drei formlose Blätter über seinen Schreibtisch, *prego*, bitteschön.

Die Behörde, für die der Mann arbeitet, erfasst alle Autos in Italien. Diese Daten sind öffentlich zugänglich – wie sich das mit europäischen Datenschutzrichtlinien vereinigen lässt, ist mir schleierhaft. Aus den drei Seiten des *Certificato Cronologico* kann ich ablesen, wer das Fahrzeug besessen hat, wann es gekauft und verkauft wurde. Außerdem befinden sich die Geburtsdaten und Adressen aller Vorbesitzer des Autos in dem *Certificato*.

Das Auto wurde am ersten Januar 1968 fertiggestellt. Als ich später einen Kalender konsultiere, stelle ich fest, es dürfte wirklich ein Montagsauto sein, *una macchina nata male*, wie die Italiener sagen: unter schwierigen Bedingungen zur Welt gekommen. Und nicht nur das, es wurde sogar am ersten Tag eines neuen Jahres fertiggestellt.

Der erste Käufer wäre heute genau einhundert Jahre alt und würde in einem Dorf im Landesinneren Siziliens leben, unweit des Ätna. Der Hundertjährige verkaufte das Auto, nachdem er es über zwanzig Jahre gefahren hatte, an einen Hundertsiebenjährigen, der ein Dorf weiter lebte. Die Region ist für ihren Wein-, Obst- und Gemüsebau bekannt. Vermutlich waren beide Männer Bauern wie meine Großeltern.

Lebt einer der beiden noch? Vielleicht der Hundertjährige? Ich hatte mal davon gelesen, dass es in Italien Provinzen gibt, etwa eine im Inneren Sardinien, in denen so viele Hundertjährige leben, dass sich Altersforscher für sie interessieren. Sie fanden heraus, dass diese Hundertjährigen zumeist Bauern sind, die sich im Laufe ihres Lebens viel bewegt und die Früchte ihrer Felder gegessen haben. Aber auch, dass sie viel rauchen, wenig Stress haben, dass ihnen Rotwein schmeckt, sie große Familien haben oder überzeugte Junggesellen sind. Sie eint, dass soziale Kontakte, in welcher Form auch immer, ihnen wichtig sind.

Ich frage mich, ob die Provinz rund um den Ätna vielleicht auch so eine sein könnte. Den dritten Besitzer kenne ich schon aus Erzählungen Signor De Pasquales. Das soll ein Baron gewesen sein, der das Auto von einem Bauern gekauft hat, der auf seinem Gut für ihn arbeitete. Laut den drei Blättern muss das der Hundertsiebenjährige aus dem Dorf am Ätna gewesen sein. Er hatte das Auto sechzehn Jahre lang besessen.

Der Baron verkaufte es nach wenigen Jahren. Er hatte von seinem Schneider erfahren, dass ein Händler, bei dem er schwer erhältliche Stoffe kaufte, eine Giardiniera suchte: Signor De Pasquale.

*

Drei Monate später, der abtretende Sommer fühlt sich immer noch heiß und trocken an wie der Juni, betrete ich erneut Signor De Pasquales Tuchhandlung, *Tessuti e stoffe*, Gewebe und Stoffe, im Zentrum von Messina. Über dem Schaufenster prangt in geschwungenen vergoldeten Buchstaben: *D.co De Pasquale*. Das Innere des Geschäfts ist angenehm temperiert. Signor De Pasquale, sonnengebräunter als

noch vor Monaten und heute in einem von der Sonne verblichenen roten Lacoste-Polohemd, sitzt in seinem Büro hinter dem Verkaufsraum auf einem blauen Stuhl, trinkt mit seinem Freund Simone, Signor Canepa, weit über siebzig, einen Kaffee. Ab und zu schauen sie zu einem flimmernden, kleinen Fernseher auf – ein Radrennen. Als ich eintrete, steht De Pasquale auf, ruft mir *Marco, buongiorno!* zu, deutet ein Küsschen links und eines rechts an, ich nehme den herben Duft seines Aftershaves wahr, das nach Minze, Rosmarin und Pinienwald riecht, während er meine Hand in seine beiden nimmt. Er gibt mir das Gefühl, dass wir nun nicht mehr nur Geschäftspartner seien, sondern auch Bekannte, die sich freuen, einander zu sehen.

Ich mag sein Stoffgeschäft, die De Pasquales betreiben es seit vier Generationen. Signor De Pasquales Urgroßvater eröffnete es 1898. Damals war Messina einer der wichtigsten Häfen Europas – und Stoffe aus Sizilien gefragt. Bereits im Mittelalter galt die Stadt als Zentrum der Seidenindustrie, hier eröffneten Webereien und Fabriken, es wurde zu einer Art Stadtstaat, lange Zeit wichtiger als Palermo. In dieser Tradition sieht sich auch Signor De Pasquale. Er ist stolz darauf, in Messina geboren zu sein und mitten im Herzen der Stadt mit Stoffen zu handeln. Zehn Jahre nachdem sein Urgroßvater den Stoffhandel eröffnet hatte, wurde die Stadt von einem Ereignis getroffen, von dem man heute noch spricht, dem großen Erdbeben, das gut einhunderttausend Opfer forderte.

Neunzig Prozent aller Gebäude in Messina stürzten ein, auch die Stoffhandlung der De Pasquales lag in Trümmern. Am Vorabend des Bebens, dem Ausklang der Weihnachtstage, gingen die Menschen beschwingt zu Bett. In Messinas Opernhaus wurde Giuseppe Verdis *Aida* aufgeführt, der ein oder andere dürfte einen Anzug getragen haben, der aus den Textilien der Stoffhandlung De Pasquale gefertigt war. Doch um fünf Uhr einundzwanzig am achtundzwanzigsten Dezember neunzehnhundertacht bebte die Stadt für dreißig Sekunden, Uhren blieben stehen, zwei Städte und hunderte Dörfer in Sizilien und Kalabrien wurden zerstört. Was das Erdbeben nicht zu Fall brachte, erledigte wenige Sekunden später eine haushohe Flutwelle.

Messina ist Schicksalsschläge gewohnt, Ende des vierzehnten Jahrhunderts ankerterte eine Galeere von der Schwarzmeerküste im Hafen von Messina, an Bord: die Pest, die erst in Messina und dann in ganz Europa wüten sollte. Im achtzehnten Jahrhundert erschütterten die Stadt mehrere große Beben, Häuser wurden zerstört, schon damals starben tausende von Menschen. Jahrzehnte später erlagen viele Einwohner Messinas der Cholera. Doch immer wieder richtete sich die Stadt auf, auch nach dem großen Erdstoß. Nach und nach wiederaufgebaut, fielen die Gebäude dann den Bomben des Zweiten Weltkriegs zum Opfer, die Einschusslöcher in manchen Fassaden erinnern noch an diese Zeit.

Messina ist eine schöne, aber auch vernarbte Stadt. Das Meer vor sich, die Hügel und Steilhänge im Rücken, im Osten die italienische Stiefelspitze, in südlicher Richtung ein langgezogener Strand. In und um die Stadt finden sich wie überall auf Sizilien Spuren großer Zivilisationen: Byzantiner, Griechen, Normannen, Römer und Araber, aber ebenso zahllose legale wie illegale Zweckbauten der vergangenen Jahrzehnte, die auf Sand gebaut sind und abzurutschen drohen. Der Dom

von Messina wurde im zwölften Jahrhundert errichtet, zweimal durch das Beben und die Bomben zerstört und zweimal wiederaufgebaut. Kreuzfahrtschiffe ragen wie Hochhäuser über der Stadt hervor, die Kreuzfahrtreisenden verirren sich oft nur für ein paar Stunden an Land. Die Stadt wird auch das Tor zu Sizilien genannt, unter einem Tor verweilt man nicht lange.

Die Einwohner sitzen daher oft unter sich in den Cafés und Bars, wenn sie nicht gerade im Stau stehen. Messina ist eine authentische Stadt, schön wie verschlagen, Barock wie Brutalismus, Stein wie Stahlbeton.

Ich finde Gefallen an der Stadt, mich beeindruckt ihre Widerstandsfähigkeit. Ich hoffe, das Auto, das ich heute in der Stoffhandlung von Signor De Pasquale erstehen möchte, hat etwas von ihrer Robustheit. Es soll Meere und Berge überqueren. „Es ist kein Auto, mit dem man Tag für Tag fährt“, sagt Signor De Pasquale in meine Gedanken. Das Fahrzeug sei wie eine hundertjährige Frau, eine Großmutter, *una nonna*. Man schätze ihre Gesellschaft, respektiere ihre Eigenheiten und handle sie mit Achtung – und einmal in der Woche führe man sie aus.

Daher verkauft er mir das Fahrzeug nur unter zwei Auflagen. Ich muss ihm versprechen, dass es in einer Garage stehen wird. „Man stellt eine Frau nicht in den Regen“, sagt er. Dann schreibt er seine zweite Vertragsbedingung auf ein vergilbtes Blatt Papier: *NO AUTOSTRADAS*, Nonnas nähmen keine Autobahnen.

Seit 1963 befindet sich der Textilhandel De Pasquale nun in der Via Maddalena; allem Anschein nach hat sich seitdem wenig geändert. Ein altes Radio aus den Sechzigern krächzt am Eingang, Pappwerbeaufsteller aus den Achtzigern stehen in den obersten Regalen, an den holzvertäfelten Wänden hängen Bilder aus noch früheren Zeiten, sein Vater und sein Urgroßvater, wie sie ihre Textilien verkaufen, an den Seiten befindet sich auf den Regalen die Auslage der Stoffe, hunderte davon, für Herrenanzüge in allen Schattierungen. Mich würde es nicht wundern, wenn jeden Moment Don Draper durch die Tür spaziert käme.

Der Geruch des Geschäfts ähnelt dem eines Antiquariats. Manchmal rauchen Signor De Pasquale und seine Freunde Zigarren; manchmal legen sie die Stummel auf den Regalen ab und vergessen sie dort.

Als Signor De Pasquale den Tuchhandel seines Vaters übernahm, war er neunundzwanzig Jahre alt, ein junger Mann, fast vierzig Jahre ist das her. Er hatte die Uni abgeschlossen, arbeitete seit zwei Jahren als Rechtsanwalt. Aus Respekt vor seinem Vater, Pasquale De Pasquale, führte er dessen Geschäft weiter. Der hatte es wiederum von seinem Vater, Domenico De Pasquale, vererbt bekommen. Signor De Pasquale heißt wie sein Großvater, früher war es in Sizilien üblich, den Söhnen und Töchtern die Namen der Großväter und Großmütter zu geben. In Signor De Pasquales kleinem Büro hängt sein Juradiplom eingerahmt an der Wand – noch heute wirkt er wehmütig, diesen Beruf aufgegeben zu haben. Als er das Geschäft von seinem Vater übernahm, waren seine Kunden Schneider aus Messina, knapp dreihundert gab es zu jener Zeit, heute seien es noch achtzehn, sagt er.

Ich habe an verschiedenen Tagen mehrere Stunden in seinem Laden verbracht, einen Kunden habe ich nie gesehen. Dennoch öffnet sich die Ladentür immer



wieder, Freunde des Inhabers gehen ein und aus, alte Herren, die mühsam die *Gazzetta del Sud* lesen, im Büro von Signor De Pasquale Fußball und Radsport schauen oder sich zumindest über die letzte Partie und das letzte Rennen austauschen, sich erkundigen, wie es den Kindern oder der Ehefrau im Krankenhaus gehe, über Krankheiten und die sich verändernde Stadt sprechen. Manchmal wird auch zum Telefon gegriffen, um eine Bestellung im siebenunddreißig Schritte entfernten Café aufzugeben, *due caffè, per favore*. Sechs Minuten später kommt dann ein junger Mann im weißen Hemd mit einem Tablett in den Laden und stellt es zwischen die beiden älteren Männer auf eine der Anrichten für die Stoffe, aus frisch poliertem Holz. Mit Signor Canepa, Simone, der schon mit seinem Vater befreundet war und der mit seinem dunklen Brillengestell, der blau-weiß gestreiften Hose und dem ehemals marineblauen Baumwollhemd wie die sizilianische Ferienversion Henry Kissingers aussieht, spricht er gern über Literatur und Politik. Und über Politik sprechen heißt meistens über sie schimpfen – über gescheiterte Bauvorhaben, korrupte Politiker, die lahme Stadtverwaltung, den ganzen süditalienischen Sumpf. Das ist oft der Moment, in dem zu den Raucherzeugnissen gegriffen wird.

*

Simone bleibt in der Tuchhandlung sitzen, der Signore und ich gehen zwei Blocks weiter, ich denke über seine Situation nach, in ein paar Jahren wird das Geschäft nach über hundert Jahren seine Pforten schließen. Signor De Pasquales Töchter wissen nicht, wie sich davon ein Lebensunterhalt bestreiten ließe. Vorhin war seine Tochter Elena kurz zu Besuch, eine ehemalige Journalistin, die nun in Sizilien

gestrandeten Flüchtenden hilft. Sie sagte über das Ladengeschäft, und ich hörte ihr Bedauern: „Das wird ein Problem“, da ihr Vater, Simone und deren Freunde ihre Heimat verlieren werden. Sie weinte kurz, weil nach über einhundert Jahren sie es sein wird, die die Stoffhandlung nicht weiterführt. Doch kürzlich hatten die Freunde Signor De Pasquales eine Idee, sie wollen in der Tuchhandlung ein Kulturzentrum eröffnen, einen *circolo*, wie sie das nennen, einen selbst organisierten Club der alten Freunde.

Rund vier Minuten später sind wir im mit Menschen vollgestopften Büro des *Automobile Club D'Italia*, des italienischen Automobilclubs. Glasscheiben trennen die Büros voneinander ab, es gibt keinen Platz, an dem keine Blätter, Ordner oder Hefter übereinandergestapelt wären, die Angestellten arbeiten noch mit Schreibmaschinen, Telefonen und Taschenrechnern aus den achtziger Jahren oder von noch früher. Der Raum ähnelt Redaktionen großer Tageszeitungen, wie ich sie aus US-amerikanischen Filmen kenne. Signor De Pasquale möchte hier das Auto auf mich umschreiben lassen. Plötzlich gerät er aber mit dem Notar ins Diskutieren, ein dritter Mann wird hinzugezogen, der wiederum einen weiteren herbeiholt. Es wird lauter. Ich weiß nicht, was vor sich geht; doch nachdem ich drei Wörter aufgeschnappt habe, *residenza, la Germania, un problema*, ahne ich, dass es ein Problem damit gibt, dass ich keinen italienischen Wohnsitz habe. Nachdem ich eine gute Viertelstunde darum gebangt habe, ob die Sache gelingt, löst eine Frau das Problem – mit nur einem Satz. Die Männer verstummen, und zwanzig Minuten später drückt sie einen Stempel auf eine Urkunde – der Fiat gehört mir.

Wir setzen uns wieder in De Pasquales Büro, ein Radrennen läuft, wie fast immer, wir unterschreiben die letzten Dokumente unseres deutsch-italienischen Handels und warten darauf, dass die *edicola*, der Zeitungskiosk von Signor Marcello schräg gegenüber, wieder öffnet, um Kopien zu machen, schauen schweigend dem Rennen über unseren Köpfen zu, ein Berg wird erklommen, schweißnasse Gesichter. Unsere innige Beziehung, das weiß Signor De Pasquale, endet in diesen Momenten. Er fragt mich, ob er mich zum Abschluss noch einladen darf. Einen Führungswechsel und viele schmerzverzerrte Rennfahrergesichter später steht ein Tablett zwischen uns, *due caffè*. De Pasquale zieht ein Buch namens *Bolidi di notte*, Boliden bei Nacht, aus einem Regal.

Auf den Fotografien sind Rennfahrer aus den fünfziger und sechziger Jahren zu sehen. Der eine oder andere spätere Formel-1-Weltmeister, Graham Hill, der nicht nur beim Großen Preis von Monaco triumphierte, sondern auch bei den *10 Ore di Messina* liegenblieb, den zehn Stunden von Messina, einem anspruchsvollen Nachtrennen. Bei einem solchen Langstreckenrennen, das später *Gran Premio di Messina* hieß, standen einmal auch Vater und Sohn De Pasquale an der Strecke, als die Ferraris, Maseratis, Porsches und Jaguars mit knapp dreihundert Stundenkilometern und einem Höllenlärm an den Mehrmastern und Frachtschiffen, der Häuserzeile am Hafen, der Fontana del Nettuno und den Strohhallen vorbeirasteten, mitten durch die Stadt; Vater und Sohn an der Geraden in der Via Garibaldi, fünf Minuten vom Stoffhandel De Pasquale entfernt.

Er sei damals *un bambino*, ein staunender kleiner Junge gewesen.

Aus dieser Zeit, sagt De Pasquale, rühre seine Vorliebe für die fünfziger und sechziger Jahre. Er sammelt vieles aus dieser Epoche, Blechspielzeuge, Rennräder, Schaukelpferde – und eben auch ein Auto mit einem luftgekühlten Motor.

Der Cinquecento sei für ihn eine Zeitmaschine gewesen, *una macchina del tempo*. Meist hat er ihn sonntags, als die Kirchenglocken verstummten, aus der Garage gefahren, kleine Reisen zwischen Torre Faro und Taormina unternommen, ist zu einer Trattoria oder zur *spiagga*, an den Strand gefahren. Auf diesen Sonntags-touren war er wieder achtzehn, der junge Mann mit dem Traum, Jurist zu sein, der zu seinem Geburtstag den hellgrünen Fiat Cinquecento seiner älteren Schwester geschenkt bekam. In den Radios spielten sie Songs über die Versprechen der Liebe, Minas *Parole Parole*. Dann fuhr er mit seinen Freunden zum Tanzen, zum Strand, zum Fußball, und ein paar Jahre später heiratete er. Er kaufte mit seiner Frau ein zweites Auto, wieder einen Cinquecento, diesmal in Rot, sie reisten in die Abruzzen zum Skifahren, nach Kalabrien an den Strand, Urlaube, Wollmützen und Badetücher, die Kinder, *l'amore*.

„Bricht es Ihnen das Herz, Ihre *macchina del tempo* zu verkaufen?“, schreibe ich auf eines dieser vergilbten Blätter Papier.

Naturalmente, antwortet er.

Aber sonntags brächten seine Töchter nun immer die Enkel, das Auto stehe nur noch in der Garage. Mit dem jetzigen, seinem dritten Cinquecento, habe er seine Tochter zur Kirche gefahren, das mit Blumen geschmückte Hochzeitsauto – all die Erinnerungen.

Signor De Pasquale kommt wieder in der Gegenwart an, schreibt auf ein Blatt Papier:

FARE AL GIORNO 120 KM,

DOPO 600 KM CONTROLLARE OLIO,

ich solle nur hundertzwanzig Kilometer am Tag fahren und alle sechshundert Kilometer das Öl kontrollieren. Er sorgt sich um die hundertjährige Nonna. Ich verspreche ihm, auf sie aufzupassen.

Quando parti per Capo d'Orlando?

Wann brichst du nach Capo d'Orlando auf?

Ora, schreibe ich auf das Blatt Papier.

Jetzt.

TRE

Sizilien, die Herkunft, *l'origine*

Mein erstes Zutrauen. Mein erstes Wort. Mein erster Freund. Mein erster Hund. Mein erstes Tor. Mein erster Kuss. Mein erster Drink. Meine erste Party. Meine erste Liebe. Mein erster Tanz.

All diese ersten Dinge sind von Freude, Aufregung und Unsicherheit geprägt. Mit diesem fiebrig-zittrigen Gefühl, gespeist aus dreierlei Empfindungen, fahre ich die ersten Meter und Kilometer durch Messina, seine Vororte; das Meer hinter mir, die Wälder und die Ausläufer des Peloritischen Gebirges vor mir.

Je länger ich fahre, desto mehr wird aus dem Dreigemisch der Gefühle eines, ein befreiendes.

Es funktioniert, ich fahre.

Der Motor tuckert ruhig vor sich hin, ich fahre an Tannen, Eichen und Ulmen, monumentalen Pinien, Palmen, an Zypressen und Orangenbäumen vorbei, bahne mir über die zwischen die Bäume geschlagenen Kurven den Weg, ab und zu ein Dörfchen, nicht verlassen, aber still, über mir das Dach ist offen, der ewig blaue Himmel Italiens, es riecht mild-würzig-feucht, nach Wald, Sommer, Süden.

Nach der größten Steigung, ich fahre mit knapp fünfzig Stundenkilometern, rolle ich im Leerlauf, wie es mein Onkel mit seinen Traktoren tut, und genieße die Stille, den Fahrtwind, den Sound Siziliens. Nach kurzer Zeit sehe ich ein Stückchen Meer, das immer größer wird und vor dem ich wenig später stehe. Immer wieder schön, das erste Mal richtig am Meer zu stehen, das Salz zu riechen, den Sand unter den Füßen zu spüren.

Da ich müde bin, gehe ich hinter einer Strandbar, in der das Lied *Fotoromanza* von Gianna Nannini läuft, kurz baden. Das Wasser ist weich und salzig – ich lasse mich neben einem von den Gezeiten abgeschmirgelten rot-weißen Kahn nieder und von der Sonne trocknen, was mich noch schläfriger macht. Danach bestelle ich mir an der weißen Holzbar mit meinem müden Brocken Italienisch einen Espresso. Der junge Barista zeigt sich erstaunt, dass ich kein Italienisch spreche und aus einem uritalienischen Auto gestiegen kam.

Ich fahre weiter, halte erst wieder, als ich eine *cooperativa* entdecke, einen Zusammenschluss von Landwirten. Ich decke mich mit Pasta, Olivenöl, Meersalz, *conserva di pomodoro*, mit eingelegten Tomaten, aber auch mit frischen, ein, mit gelbgrünen Trompetenzucchini, Zwiebeln, Knoblauch, Pfirsichen und Orangen. Mein Kofferraum ähnelt dem eines Bauern.

Nach etwa zwei Stunden Fahrt erschrecke ich kurz, ein rotes Lämpchen auf meinem tennisballgroßen Tacho leuchtet auf. Das Auto hat vier davon, *Luci, Generatore, Benzina, Olio*, Licht, Lichtmaschine, Benzin, Öl. Der Motorraum möchte über die Anzeige mit mir sprechen. Der Tacho endet bei einhundertzehn, über achtzig